

Leseprobe

Winfried Glatzeder

Paul und ich

Autobiographie

Gebunden , 238 Seiten

Erschienen bei: Aufbau

978-3-351-02665-3

9,95 €

Vorspiel im Hinterland

Ich wurde auf einem kurzen Fronturlaub gezeugt, zwischen zwei Schlachten in einer heißen Julinacht 1944 irgendwo zwischen Danzig und Lemberg. Auf dem knarrenden Eisenbett einer schmutzigen Pension voller erschöpfter Soldaten und deren hübsch gemachter Frauen sollte hier mit höchstwehrmachtlicher Erlaubnis der Nachwuchs für das siegreiche »Dritte Reich« produziert werden. Wo Ellen, so hieß meine Mutter, diesen kuriosen Bayern namens Franz, den ich nie zu Gesicht bekam, kennengelernt hatte, verschwieg sie mir ein Leben lang. Von meiner Großmutter, die ebenfalls Ellen hieß, erfuhr ich, Franz hätte ein paar Semester Medizin studiert, danach jahrelang einen Grafen um die Welt begleitet, bevor er als Handelsvertreter für Miederwaren kreuz und quer durch Deutschland reiste und sie den aus dem Leim gegangenen Müttern des »Dritten Reiches« auf Märkten und vor Apotheken aufschwatzte. Irgendwann muss er auch in das mondäne Ostseebad Zoppot bei Danzig gekommen sein, wo der Einundvierzigjährige auf meine Mutter Ellen traf.

Ellen, damals zwanzig Jahre alt, war die Tochter des stadtbekanntesten Bauunternehmers Gustav Adolf Werner und machte eine Lehre als Handweberin. Sie hatte es nicht leicht, da sie wegen ihrer jüdischen Herkunft vorzeitig das Gymnasium verlassen musste und in dem abgedunkelten Hinterraum einer Ladenwohnung ihre im Sterben liegende jüdische Großmutter pflegte, die sich hier vor dem ständig drohenden Abtransport ins KZ versteckt hielt. Und zu Hause hatte sie ihre liebe Not mit einer temperamentvollen Mutter, die viel redete und noch mehr schimpfte, denn die Nazis hatten die Freie und Hansestadt Danzig mittlerweile fest im Griff und damit ihr Leben zerstört – ein Leben voller Abenteuer, in dem sie als Frau eines der Honoratioren der Stadt festliche Empfänge und Hausmusikabende gab und auch einen Hausfreund halten durfte (ihr Mann, mein Großvater Gustav Adolf, hatte schließlich auch immer eine Geliebte). Nun verstaubte die Geige auf dem Schrank, und ihr Hausfreund wagte sich nicht mehr zu ihr, denn die Nazis hielten nicht viel von außerehelichen Eskapaden. Den Frust darüber bekamen meine Mutter Ellen und ihre zwei Brüder ab.

Ich stellte mir oft vor, wie die einen Meter achtzig große Ellen eines Tages vor der Apotheke den charmanten Trikotagenvertreter Franz mit den auffallend abstehenden Ohren erblickt, der sich die Seele aus dem Leibe redet, um so viel wie möglich von seinen fleischfarbenen Waren loszuwerden; der, wie ein Zauberer das Kaninchen aus dem Zylinder, aus dem Musterkoffer die Korsetts, Bandagen und Stützbänder hervorzieht und wieder verschwinden lässt. Wie er kurz innehält, weil sein Blick auf meine Mutter fällt, die eigentlich Medikamente für ihre Großmutter besorgen soll, wie er seine Vorführung schnell zu Ende bringt und sie sofort auf ein Eis einlädt.

Mein späterer Vater hatte Erfahrung im Umgang mit jungen Mädchen. Als er erfuhr, dass meine Mutter zudem eine gute Partie war, fackelte er nicht lange und hielt um ihre Hand an. Vermutlich ahnte er, dass seine Gene in den bevorstehenden Schlachten verlorengehen könnten, denn kurz darauf wurde sein »unabkömmlich« annulliert, und er musste an die Ostfront. In der Familie lobte man seine Geschäftstüchtigkeit, denn bei seinen wenigen Heimaturlauben brachte er mal eine lebendige fette Weihnachtsgans, ein andermal einen kostbaren russischen Pelzmantel mit.

Trotz des erbitterten Widerstandes ihrer Eltern wollte Ellen ihre erste und einzige Liebe unbedingt heiraten und setzte sich, starrköpfig wie sie war und ihr Leben lang bleiben sollte, auch durch. Im Kriegsjahr 1942 fand die Hochzeit statt. Die Mutter meines Vaters, die als Kellnerin in einem Münchner Biergarten arbeitete und deren zwei uneheliche Söhne verschiedene Väter hatten, wurde zur Hochzeit nicht eingeladen – die immer

näher rückende Front und der weite Weg von Bayern nach Westpreußen waren eine gute Ausrede.

Die Nacht meiner Zeugung war zugleich die letzte Begegnung meiner Eltern. Kurz nach dem Treffen wurde mein Vater von den Russen gefangen genommen und in einem langen Marsch gen Osten von einem Lager ins andere deportiert. Dabei gelang ihm zwar die Flucht, doch er kam unglücklicherweise nur bis zur polnischen Grenze. Dort schnappten ihn die Russen erneut und steckten ihn zur Strafe in einen Keller, wo er 1944 jämmerlich erfror. Das Weihnachtsgeschenk des Roten Kreuzes an meine Mutter, deren Bauch sich bereits mächtig wölbte, als sie die Todesnachricht erhielt, war eine halbe Blechmarke – das Einzige, was von meinem Vater blieb. Keinem anderen Mann (außer mir) gelang es später auch nur annähernd, einen Platz in ihrem Herzen zu erobern, der dem meines Vaters vergleichbar gewesen wäre. Und so blieb ihre Sehnsucht nach Geborgenheit und Liebe bis zu ihrem Tod unerfüllt. Franz war und blieb der ideale Gatte für sie. Wenn auch vielleicht nur, weil sie nie Zeit gehabt hatten, sich richtig kennenzulernen.

Als meine hochschwängere Mutter im März 1945 den Platz ihrer kurz zuvor gestorbenen Großmutter in ihrem Ladenversteck einnahm, um nicht den sexuell ausgehungerten Russen zum Opfer zu fallen, hielt sie die halbe Blechmarke meines Vaters an die Brust gedrückt und betete so viele Vaterunser wie wohl nie mehr danach in ihrem Leben. Sie blieb verschont, und am 26. April, in einer feuchtwarmen Gewitternacht in Oliva bei Zoppot, presste die rücklings auf dem Bauch meiner Mutter sitzende Hebamme ein unansehnliches Bündel auf das weiße Laken.

Von da an schrie ich – drei Monate lang. Denn kaum hatte man mich aus meiner Mutter gezogen, verlor sie den Verstand, und mir ging das Wichtigste in meinem wenige Wochen alten Leben verloren, ihre Liebe, ihre Nähe, ihre Brust. Ein Trauma, wird mir jeder Analytiker bestätigen. Vielleicht erzähle ich deshalb diese Geschichte. Denn in Wasser aufgelöstes Milchpulver aus einer Flasche mit einem grauenvoll schmeckenden Gummistöpsel war ebensowenig ein Ersatz wie das Schütteln des Leiterwagens, in dem mich meine Großeltern bald darauf in Richtung Berlin zogen. Zum Glück hatten meine Großeltern und meine schwangere Mutter im Januar 1945 nicht wie so viele andere aus Angst vor den anrückenden Russen die »Wilhelm Gustloff« bestiegen. Denn auf ihr wäre ich todsicher schon vor meiner Geburt ein Opfer des U-Boot-Kommandanten Alexander Marinesko geworden, der den größten »Kraftdurchfreude«-Dampfer aller Zeiten mit neuntausend Flüchtlingen an Bord kurzerhand versenkte.

Die Angst meiner Großeltern vor den Russen hielt sich in Grenzen. Mein Großvater war sich als ehemaliger Sozialdemokrat sicher, dass die Russen ihn in Ruhe lassen würden. Doch die waren bekanntlich keine Meister ideologischer Differenzierungen. Sozi hin oder her, im März 1945 wurde mein Großvater dennoch interniert und marschierte zusammen mit dreitausend anderen Männern in die hundert Kilometer südlich von Danzig gelegene Festung Graudenz. Dass er nicht in einem sibirischen Arbeitslager verschwand, verdankte er seinen polnischen Arbeitern. Sie legten bei dem russischen Kommandanten von Danzig ein gutes Wort für ihn ein. Und so kam er kurz nach meiner Geburt frei.

Lange konnte er sich nicht darüber freuen. Schon Anfang September, nachdem die Siegermächte in gemütlicher Runde im Potsdamer Schloss Cecilienhof die deutschen, polnischen und russischen Grenzen neu ausgehandelt hatten, musste er wie Millionen andere erneut seine Sachen packen. Die prächtige Sechszimmerwohnung meiner Großeltern mit all den hanseatischen Barockmöbeln und kostbaren Ölgemälden an den Wänden wurde in Gegenwart eines Notars inventarisiert und die Haustür verschlossen. Alles, was meinen Großeltern blieb, war ein Leiterwagen: hoch bepackt mit Töpfen und Daunenbetten, Windeln, Danziger »Goldwasser«, Lapizlazulischmuck sowie den für meine Großmutter unverzichtbaren Flakons des französischen Parfums »Shalimar«. Und ganz obendrauf lag ich – ein schreiendes Bündel mit dem Familiensilberbesteck in den stinkenden Windeln. Meine Mutter hatten wir im Irrenhaus zurückgelassen, wo sie, vollgestopft mit Psychopharmaka, zu allem Überfluss auch noch an Tuberkulose erkrankt war. Und da es damals noch keine geeigneten Medikamente dagegen gab, lag sie in den nächsten fünf Jahren auf Kosten der vermögenden Verwandtschaft in Decken gewickelt auf den Galerien wechselnder Lungensanatorien, überwiegend mit Schneeblick.

Zwei Wochen lang liefen oder fuhren meine Großeltern mit mir durch das zerbombte, ehemals großdeutsche Reich Richtung Westen. Zum Glück war es noch nicht Winter, was meine Überlebenschancen erhöhte. Der Schleim aus Wasser, Milchpulver und Haferflocken, den meine Großmutter am Wegesrand oder auf Bahnhöfen auf dem Spirituskocher zubereitete, hielt mich notdürftig am Leben. Unser unfreiwilliger Umzug endete an einem kühlen Septemberabend des Jahres null im französischen Sektor Berlins. In der Hermsdorfer Olafstraße, wo mein Großvater als Teilhaber einen Baubetrieb übernehmen sollte, bezogen wir die Dienstbotenwohnung einer Gründerzeitvilla. Ich hatte das erste Abenteuer meines Lebens bestanden.

